

Joachim Heinrich Campe

Robinson der Jüngere

12. Abend

Zwölfter Abend.

»Väterchen, was wilt du uns denn nun erzählen?« fragte *Lotte*, da sich Alle wieder unter dem Apfelbaume eingefunden hatten, und der Vater Miene machte, als ob er für seine Kleinen abermahls etwas in Bereitschaft habe. (Die ganze Gesellschaft hatte unterdeß Unterricht im *Korbmachen* genommen, womit sie jezt eben beschäftigt war.)

»Von *Robinson!*« antwortete der Vater, und die Versammlung machte große Augen.

Lotte. I, der ist ja todt!

Johannes. O stille doch, Lotte! Er kan ja wohl wieder aufgelebt sein; weißt du nicht, daß wir schon einmahl geglaubt haben, daß er todt sei, und da lebt er ja doch noch.

Vater. *Robinson* kriegte, wie wir zuletzt gehört haben, Verzukkungen; neigte sein Haupt und hörte auf, sich seiner bewusst zu sein. Ob er wirklich todt, oder nur von einer starken Ohnmacht überfallen sei, war noch unentschieden.

Ueber eine gute halbe Stunde lag er in dem Zustande einer gänzlichen Sinlosigkeit. Endlich - wer hätt es wohl gedacht! - kehrte das Bewustsein wieder in seine Sele zurück.

Alle. Ah! das ist gut! das ist schön, daß er noch nicht todt ist!

Vater. Mit einem tiefen Seufzer fing er wieder an, auf die gewöhnliche Weise Athem zu holen. Dan schlug er seine Augen auf und blikte umher, als wenn er sehen wolte, wo er wäre? Denn wirklich war er in diesem Augenblikke selbst noch zweifelhaft, ob er aus seinem Leibe herausgegangen sei, oder nicht? Endlich überzeugte er sich von dem Leztern und zwar zu seiner großen Betrübniß, weil der Tod ihm jezt wünschenswürdiger, als das Leben, schien.

Er fühlte sich sehr mat, aber doch ohne sonderliche Schmerzen. Stat der troknen brennenden Hize, die er vorher empfunden hatte, quol jezt ein starker wohlthätiger Schweiß aus allen seinen Gliedern. Um denselben zu unterhalten, bedekt er sich noch immer mit Fellen, und kaum hatt er eine halbe Stunde in dieser Lage zugebracht, als er anfang große Erleichterung zu spüren.

Aber jezt quälte ihn der Durst auf die allerempfindlichste Weise. Das übrige Wasser war nicht mehr trinkbar; zum Glück erinnerte er sich der Zitronen. Mit vieler Mühe biß er endlich eine derselben an, und genoß ihres

Saftes zu seiner merklichen Erquikkung. Dan gerieth er, unter fortdauerndem Schweisse, in einen sanften Schlummer, der sich erst mit dem Aufgange der Sonne endigte.

O wie viel leichter wars ihm jezt ums Herz, als am gestrigen Tage! Die Wuth der Krankheit hatte sich offenbar gelegt und sein ganzes jeziges Uebel bestand nur noch in bloßer Mattigkeit. Er fühlte sogar schon wieder einigen Appetit und speisete eine der gebratenen Kartoffeln, auf die er etwas Zitronensaft treufelte, um den Geschmack derselben erfrischender zu machen.

Die beiden vorigen Tage hatt er sich gar nicht um seine Lamas bekümmert; jezt aber war es ihm ein rührender Anblik, sie zu seinen Füßen liegen zu sehen, indem einige derselben ihn star ansahen, als wenn sie sich erkundigen wolten, obs noch nicht besser mit ihm wäre? Zum Glück können diese Thiere, so wie die Kamele, sich viele Tage ohne Getränk behelfen: sonst würd es jezt schlim um sie ausgesehen haben; weil sie nun schon seit zwei Tagen nicht getrunken hatten, und *Robinson* auch jezt noch viel zu schwach war, um aufstehen und Wasser für sie holen zu können.

Da das alte Mutterlama ihm so nahe kam, daß er es erreichen konte: so wandte er alle seine Kräfte an, ihm etwas Milch aus dem Eiter zu ziehen, damit sie ihm nicht vergehen mögte. Der Genuß dieser frischen Milch muste seinem kranken Körper auch wohl zuträglich sein, denn es ward ihm recht wohl darnach.

Nachher verfiel er von neuem in einen erquikkenden Schlaf, aus dem er erst bei Sonnenuntergang wieder erwachte. Und da verspürte er schon viel stärkern Hunger. Er aß also wieder einige Kartoffeln mit Zitronensaft und legte sich abermahls schlafen.

Dieser fortdauernde erquikkende Schlaf und die Güte seiner Natur wirkten so stark zur Wiederherstellung seiner Kräfte, daß er am folgenden Morgen schon wieder aufstehen und - wiewohl mit schwachen zitternden Füßen - einige Schritte versuchen konte.

Er schwankte aus der Höhle bis auf seinen Hofplatz. Hier hob er seine Augen gen Himmel; ein sanfterwärmender Strahl der Morgensonne fiel durch die Bäume auf sein Angesicht, und es ward ihm, als wenn er neu gebohren würd. »O du ewiger Quel des Lebens, rief er aus, indem er sich auf seine Knie warf; Gott! Gott! habe Dank, daß du mich noch einmahl deine schöne Sonne erblikken, und in ihrem Lichte die Wunder deiner Schöpfung sehen läßt! Habe Dank! Dank! Dank! daß du mich nicht verlassen hast in meiner Noth; daß du noch einmahl mich zurück gerufen hast ins Leben, um mir noch mehr Zeit zu meiner Besserung zu schenken! Laß mich doch ja jeden Tag meines noch übrigen Lebens dazu anwenden, damit ich zu jeder Zeit bereit gefunden werde, hinzureisen nach dem Orte unserer ewigen Bestimmung, wo wir den Lohn unserer guten und bösen Thaten empfangen werden!«

Nach diesem kurzen, aber herzlichen Gebete weidete er seine Augen bald an dem grossen blauen Gewölbe des Himmels, bald an den Bäumen und Stauden, die in frisches Grün gekleidet und mit Thau beperlt, so lachend vor ihm da standen, bald an seinen treuen Lamas, die sich freudig und liebkosend um ihn her drengten. Es war ihm, als wär er von einer langen Reise wieder zu den Seinigen gekommen; sein Herz floß über und ergoß sich in süßen Freudentränen.

Der Genuß der frischen Luft, und des frischen Wassers, welches er mit Milch vermischte, und die stille Heiterkeit seines Gemüths trugen nicht wenig dazu bei, ihn völlig wieder herzustellen. In einigen Tagen waren alle seine Kräfte ersetzt, und er sahe sich wieder im Stande, zu seinen Arbeiten zurückzukehren.

Das erste, was er vornahm, war eine Untersuchung, was wohl aus seinen Töpfen mögte geworden sein? Er öffnete den Ofen und siehe da! alle seine Gefässe waren so schön glasirt, als wenn sie von einem unserer Töpfer wären gemacht worden. In der Freude darüber vergaß er eine Zeitlang, daß er von dieser seiner wohlgerathnen Arbeit nun keinen Gebrauch werde machen können, weil sein Feuer ausgegangen war. Da ihm dieses endlich einfiel, stand er mit gesenktem Haupte, sahe bald die Töpfe und Tiegel, bald die Feuerstelle in seiner Küche an, und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Doch blieb seine Betrübniß diesmahl in den Schranken der Mäßigkeit. Er dachte nemlich: eben die gütige Vorsehung, die dir neulich Feuer verschafte, kan dir ja, entweder auf eben dieselbe, oder auf eine andere Weise, auch zum zweitemahle dazu verhelfen, wenn es ihr gefällig ist. Ueberdem wust er nun schon, daß er keinen Winter hier zu besorgen habe; und ohngeachtet er von Jugend auf an Fleischspeisen gewöhnt war: so hoft er doch, daß er auch ohne dieselben, blos von Früchten und von der Milch seiner Lamas, werde leben können.

Lotte. I, er konte ja auch geräuchertes Fleisch essen; das braucht ja nicht erst gekocht zu werden!

Vater. Das ist wahr; aber womit solt er denn sein Fleisch räuchern?

Lotte. Ja so! daran hatt ich nicht gedacht.

Vater. Es reuete ihn indeß nicht, die Töpfe gemacht zu haben: denn er konte sie nun wenigstens zu Milchgefäßen brauchen. Den größten davon hatte er zu einem besondern Gebrauche ausersehen.

Johannes. Nu, wozu denn?

Vater. Er bildete sich ein, daß ihm seine Kartoffeln noch besser schmekken würden, wenn er sie mit etwas Butter essen könnte.

Gotlieb. Das glaub ich!

Vater. Aber ein hölzernes Butterfaß zu verfertigen, war ihm unmöglich. Er wolte daher versuchen, ob die Butter sich nicht auch in einem großen Topfe machen liesse. Er samlete also so viel Rahm, als er nöthig zu haben glaubte. Dan machte er einen kleinen hölzernen Teller mit einem Loche in der Mitte, in welches er einen Stok steckte. Mit diesem Werkzeuge fuhr er dan in dem mit Rahm angefüllten Topfe so lange auf und nieder, bis die Butter von der Buttermilch abgesondert war; worauf er sie mit Wasser wusch und mit etwas Salz vermischte.

So war er also auch damit glücklich zu Stande gekommen: aber indem er der Frucht seines Fleisses jezt geniessen wolte, fiel ihm erst ein, daß er auch keine Kartoffeln mehr braten könnte, weil er kein Feuer hätte, woran er in der Hize seiner Geschäftigkeit wiederum gar nicht gedacht hatte. Da stand nun die schöne Butter, welche ungegessen bleiben solte, und *Robinson* stand daneben mit traurigem Gesichte. Er sahe sich nun auf einmahl wieder in seinen anfänglichen armseligen Zustand versezt. Austern, Milch, Kokusnüsse, und rohes Fleisch waren nun wieder seine einzigen Nahrungsmittel geworden, und es stand dahin, ob er diese immer würde haben können? Das schlimmste dabei war, daß er gar kein Mittel vor sich sahe, wie er seinen Zustand etwa verbessern könnte.

Was solt er nun vornehmen? Alles, was er mit seinen bloßen Händen machen konte, war schon gethan. Es schien ihm also weiter nichts mehr übrig zu sein, als seine Lebenszeit mit Nichtsthun und mit Schlafen hinzubringen. Der schrecklichste Zustand, den er sich nur denken konte. Denn die Arbeitsamkeit war ihm jezt schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er nicht mehr leben konte, ohne sich mit einer nützlichen Verrichtung die Zeit zu vertreiben; und er pflegte nachher oft zu sagen, daß er die Besserung seines Herzens vornemlich dem Umstande zu verdanken habe, daß er durch die anfängliche Hülfflosigkeit seines einsamen Aufenthalts zu einer beständigen Geschäftigkeit sei gezwungen worden. *Die Arbeitsamkeit, sezt er hinzu, die Arbeitsamkeit, lieben Leute, ist die Mutter vieler Tugenden; so wie die Faulheit der Anfang aller Laster ist!*

Johannes. Ja, darin hat er gewiß auch Recht! Wenn man nichts zu thun hat, so fällt einem lauter dum Zeug ein!

Vater. Richtig! eben darum gab er nachher allen jungen Leuten den Rath, sich doch ja von Kindheit an zu gewöhnen, immer geschäftig zu sein. Denn, sagt er, so wie man sich gewöhnt in der Jugend, so bleibt man gemeiniglich all sein Lebelang, faul oder fleißig, geschickt oder ungeschickt, ein guter oder ein schlechter Mensch.

Nikolas. Das wollen wir uns merken!

Vater. Thut das, Kinder, und richtet euch darnach: es wird euch nicht gereuen. Unser armer *Robinson* dachte also lange hin und her, was er doch nun wohl für eine Arbeit wieder vornehmen könnte, um nicht müßig zu sein; und was meint ihr wohl, auf was für eine er endlich verfallen sei?

Johannes. Ich wüßte wohl, was ich gemacht hätte!

Vater. Nun, laß doch hören!

Johannes. Ich hätte die Lamafelle gerben wollen, damit ich nicht nöthig gehabt hätte, sie so rauh am Leibe zu tragen. Das muste doch sehr unbequem sein in einem so heissen Lande!

Vater. Und wie hättest du denn das anfangen wollen?

Johannes. O ich weiß wohl, wie die Lohgerber es machen! Wir haben s ja gesehn!

Vater. Nun?

Johannes. Erst legen sie die rauhen Häute einige Tage ins Wasser, daß sie recht durchweichen. Hernach kriegen sie sie auf den *Schabebaum* und fahren mit dem *Streicheisen* darüber her, um das eingezogene Wasser wieder heraus zu reiben. Dan salzen sie die Felle ein und bedekken sie, daß die frische Luft nicht dazu kommen kan. Das nennen sie die Felle *in die Schwize bringen*: denn da fangen sie ordentlich an zu schwitzen, wie ein Mensch, der stark arbeitet. Darnach können sie die Haare mit dem *Streicheisen* abschaben. Wenn das geschehn ist, so legen sie die Felle in die *Treibfarbe*, die aus Birkenrinde, aus Sauerteig und aus einer sauern Brühe von Eichenrinde gemacht wird. Endlich werden diese Felle in die *Lohgrube* gelegt, und mit einer Brühe übergossen, die auch aus Eichenrinde gemacht ist; und davon werden sie denn völlig gegerbt, oder gar gemacht.

Vater. Gut, Johannes; aber erinnerst du dich auch noch, was das eigentlich für Leder wird, das der Lohgerber auf diese Weise bereitet?

Johannes. Ja, so was, das man zu Schuhen, zu Stiefeln, und zum Pferdegeschirre braucht.

Vater. Also Leder, welches nicht so geschmeidig zu sein braucht, als dasjenige, was wir zu Beinkleider, zu Handschuhen und zu so etwas brauchen?

Johannes. Nein!

Vater. Und wer bereitet denn das?

Johannes. Das thut der *Weißgerber*, aber dessen seine Werkstatt haben wir ja noch nicht gesehen.

Vater. So ging es *Robinson* auch; er hatte weder des Lohgerbers noch des *Weißgerbers* Werkstatt jemahls besucht; und daher kont er es weder dem Einen, noch dem Andern nachmachen.

Diderich. Wie macht es denn der *Weißgerber*?

Vater. Anfangs eben so, wie der Lohgerber, nur daß er die Felle nicht durch Lohe oder Kalk (denn den brauchen die Lohgerber auch) sondern durch warmes Wasser, mit Waizenkleie und Sauerteig vermischt, und hernach durch Aschenlauge beizt. Wir wollen nächstens zu ihm gehen.

Johannes. Wenns Robinson nun auch gewust hätte, wie die Weißgerber es anfangen: so hätt er s doch nicht nachmachen können, weil er keine Waizenkleie, und keinen Sauerteig hatte.

Vater. Siehst du? Also die Lust must er sich schon vergehen lassen.

Nikolas. Nu, was that er denn?

Vater. Tag und Nacht lag Ihm der Gedanke im Kopfe, obs ihm wohl nicht möglich wäre, ein kleines Schif zu verfertigen.

Johannes. Was wolt er denn mit dem Schiffe

Vater. Was er damit wolte? Versuchen, ob er nicht vielleicht aus seiner Einsamkeit, die ihm durch den Verlust des Feuers wieder so traurig geworden war, sich damit befreien und wieder zu Menschen kommen könnte. Er hatte Ursache zu vermuthen, daß das feste Land von Amerika nicht sehr fern sein könne; und er war entschlossen, wenn er nur einen kleinen Kahn hätte, keine Gefahr zu achten, um, wo möglich, nach diesem festen Lande hinzukommen.

Vol von diesen Gedanken lief er eines Tages aus, um einen Baum aufzusuchen, den er durch Aushöhlen zu einem kleinen Kahne machen könnte. Da er in dieser Absicht einige Gegenden durchlief, wo er bisher noch nicht gewesen war: so entdeckte er noch manches ihm unbekante Gewächs, womit er allerlei Versuche anzustellen beschloß, um zu erfahren, obs ihm nicht zum Unterhalte dienen könne?

Unter andern fand er einige Stauden von *indianischem Korn*, oder *Maiz*, welches man bei uns *türkschen Waizen* zu nennen pflegt.

Nikolas. Ah! wovon ich in meinem Garten habe?

Vater. Von dem nemlichen! Er bewunderte die grossen Aehren oder Kolben, an deren jeder er über 200 grosse Körner zählte, die wie Korallen an einander gereiht waren. Er zweifelte nicht, daß man Mehlspeisen und Brod davon machen könne; aber wie solt er die Körner mahlen? Wie das Mehl von der Kleie reinigen? Wie endlich Brod oder andere Speisen daraus bakken, da er nicht einmahl Feuer hatte? Demohngeachtet nahm er einige Kolben davon mit, um die Körner zu pflanzen. Denn, dacht er, wer weiß, ob ich nicht mit der Zeit einen nützlichen Gebrauch davon machen lerne? Ferner entdeckt er einen Fruchtbaum, der ihm gleichfalls noch niemahls vorgekommen war. Er sahe grosse Kapseln daran hengen, und da er eine davon erbrach, fand er wohl 60 Bohnen darin. Der Geschmack derselben wolte ihm nicht sehr gefallen. Indeß steckt er auch von diesen eine reife Schote in seine Jagdtasche.

Johannes. Was mogte denn das für eine Frucht sein?

Vater. Es waren *Kakaobohnen*, von denen die Schokolade gemacht wird.

Johannes. Ah! nun kan er künftig Schokolade trinken!

Vater. Sobald wohl nicht! denn erstlich kent er die Kakaobohnen nicht; und dan, so müssen sie auch erst beim Feuer geröstet, klein gestossen und mit Zucker vermischt werden; und wir wissen ja, daß er weder Feuer, noch Zucker hat. Auch thut man gemeiniglich noch allerlei Gewürz hinzu, als Kardomomen, Vanille und Gewürznägelein, die er auch nicht hatte. Doch dessen hätt er auch wohl entbehren können, wenn er nur gewust hätte, wie er wieder zum Feuer kommen solte.

Endlich fand er einen grossen Kokusbaum, der vor Alter schon auf der einen Seite ein wenig hohl geworden war, und der ihm sehr tauglich schien, einen kleinen Kahn abzugeben, wenn er ihn nur umhauen und völlig aushöhlen könnte. Aber einen so nützlichen Baum, in der Ungewißheit, ob es ihm auch je gelingen würde ein Schiff daraus zu machen, aufs Gerathewohl zu verderben? - Er erschrak vor dem Gedanken, und wuste lange nicht, was er thun sollte? Indeß merkt er sich die Stelle, wo er stand, und ging unentschlossen nach Hause.

Auf seinem Rückwege fand er, was er zu finden längst gewünscht hatte, ein Papageiennest mit flüggen Jungen. Wie groß war seine Freude über diesen Fund! Aber indem er hinzutrat, um die Jungen auszunehmen, flatterten sie alle davon, bis auf einen, den er glücklich haschte. Er begnügte sich damit, und eilte froh zu Hause.

Diderich. Was konte denn ein Papagei ihm eben helfen?

Vater. Er wolte ihn einige Worte aussprechen lehren, um die Freude zu haben, einmahl wieder eine menschenähnliche Stimme zu hören. Uns freilich, die wir mitten in der menschlichen Gesellschaft leben und die wir des Glücks, Menschen zu sehen, Menschen zu hören, mit Menschen zu reden und mit ihnen umzugehen, alle Tage geniessen, scheint die Freude, welche *Robinson* sich von dem Geschwätz dieses Papageien versprach, eben nicht von grosser Erheblichkeit zu sein. Aber wenn wir uns in seine Stelle versetzen können: so werden wir begreifen, daß das, was uns eine unerhebliche Kleinigkeit scheint, für ihn ein großer Zuwachs an wirklicher Glückseligkeit sein muste.

Er eilte also froh nach Hause, verfertigte noch, so gut er konte, einen Käfig, setzte denselben mit seinem neuen Freunde neben seine Lagerstelle, und legte sich schlafen.